

Margot Meier-Göbel

# *Wunschkind*

mit Zeichnungen von  
Sylvia Zywiets

WDL-VERLAG

Die Fotos im Text sind aus dem Privatbesitz der Autorin.  
Zeichnungen von Sylvia Zywietz

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek  
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <<http://dnb.ddb.de>> abrufbar.

©WDL-Verlag, Hamburg, 2014  
Dr. Dietmar Lütz  
Layout und Satz: WDL-Verlag  
Umschlag-Graphik: WDL-Verlag  
mit Zeichnungen von Sylvia Zywietz  
Gesamtherstellung: Schaltungsdienst Lange, Berlin  
ISBN 978-3-86682-153-8  
[www.wdl-verlag.de](http://www.wdl-verlag.de)

# INHALTSVERZEICHNIS

1. Kinderglück mitten im »Dritten Reich« . . . . .	9
2. Kindergarten und Grundschule im zweiten Weltkrieg . . .	18
3. Nachkriegsjahre in der amerikanischen Besatzungszone . .	39
4. Jungmädchenzeit in Konstanz . . . . .	54
5. Schwarzwaldmädle . . . . .	74
6. Lehrjahre bei den Schwestern Vinzenz von Paul . . . . .	81
7. Krankenschwester oder kranke Schwester? . . . . .	102
8. Schock und Identitätskrise . . . . .	109
9. Urlaub in Waldhessen . . . . .	126
10. Ein Wunschkind findet zurück . . . . .	135
11. Endlich erwachsen? . . . . .	136
12. Im Schwabenland . . . . .	146
13. Auf geht's nach England . . . . .	149
14. Eine glückliche Braut . . . . .	158
15. Ein neuer Name . . . . .	164
16. Weitere Eingliederungen in die Kaiser-Familie . . . . .	166
 ANHANG . . . . .	 185

# VORWORT

Beim ersten Durchlesen des Manuskripts war ich natürlich gerührt von der Geschichte der kleinen Margot. Aber ich kenne auch die heutige Margot, die mir in ihrem unerschütterlichen Glauben und ihrer Liebe zu unserem Erlöser und Heiland Jesus Christus ein Vorbild ist, seit ich sie kenne.

Mit ihrer Biografie richtet sie in aller Bescheidenheit die Aufmerksamkeit ganz auf die Führung Gottes, der alles so gefügt hat, dass sie heute mit Dankbarkeit auf ein erfülltes Leben mit all seinen Höhen und Tiefen zurückblicken kann.

Als sie mich fragte, ob ich ihr etwas dazu zeichnen möchte, habe ich gerne zugesagt. Es ist mir eine Freude und eine Ehre.

Ich wünsche mir und allen Lesern, dass sie ihr Leben so Gott anvertrauen und die Führung IHM überlassen können wie Margot Meier-Göbel.

Denn: ER wird's wohl machen . . .

*Sylvia Zywiets*

# KAPITEL 1



## **Kinderglück mitten im »Dritten Reich«**

*»Als ich gerade erst entstand, hast du mich schon gesehen.  
Alle Tage meines Lebens hast du in dein Buch geschrieben  
– noch bevor einer von ihnen begann!«*

*Psalm 139,16  
(Hoffnung für Alle)*

Es war ein milder Januartag im Jahr 1935 als in Heidelberg im Ortsteil Pfaffengrund ein kleines Mädchen geboren wurde. Eine damals übliche Hausgeburt. Keiner konnte ahnen, dass bei dieser Geburt so viele Komplikationen für die Mutter auftreten würden. Auf Anraten des Arztes und der Hebamme wurden die geschwächte Mutter und ihr neu geborenes Baby in die zuständige Frauenklinik der Universität eingeliefert. Am 2. Februar 1935 geschah es dann, dass die erst 32 Jahre alte Mutter ihr Leben aushauchte. Das Baby wurde in das Kinderversorgungsheim »Eleonore« nach Handschuhsheim gebracht. Fünf unmündige Kinder weinten und trauerten um ihre geliebte Mama. Der Vater der Kinder wusste keine andere Lösung, als das Neugeborene zur Adoption freizugeben.

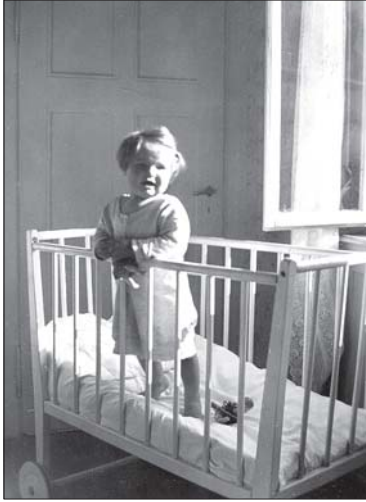
In derselben Stadt und zur gleichen Zeit lebte ein kinderloses Ehepaar. Beide Anfang vierzig. Sie hatten alles unternommen, um ein Kind zu bekommen. Oft litt die Frau unter Depressionen, weil ihr Mann beruflich bedingt sehr oft unterwegs war. Auf ihren ausdrücklichen Wunsch hin ging der Ehemann mit ihr schließlich zu einem Universitätsprofessor der gynäkologischen Abteilung. Leider konnte auch er dem enttäuschten Ehepaar keine Hoffnung auf Nachwuchs machen. Er versprach ihnen aber, bei der Suche nach einem Adoptionskind behilflich zu sein und gab ihnen verschiedene Adressen von Kinderheimen und Waisenhäusern. Nun begann ihre Suche nach einem Kind. Die Frau war schon ganz mutlos und wollte eigentlich nicht mehr so recht mitmachen. Der Mann suchte jedoch weitere Waisenhäuser in Heidelberg auf. Er wollte so gern einen kleinen Jungen finden. Nach einem Mädchen zu suchen war ihm gar nicht in den Sinn gekommen.

Inzwischen war es Juni geworden. Bis jetzt hatte sich der Herzenswunsch des Mannes noch nicht erfüllt. Eines Tages kam er in das Versorgungsheim in Handschuhsheim, das von Diakonissen geführt wurde. Dort hatte er ein ausführliches Gespräch mit der Oberin, die ihm aber versicherte, dass alle Jungen bereits an andere Ehepaare versprochen worden waren. Damals war es schwierig, ein Kind zu adoptieren, weil unter der Herrschaft der Nazis der Nachweis für die arische Abstammung erbracht werden musste. In diesem Heim waren nur Kinder aus arischen Ehen untergebracht. Und die Diakonissen waren gehalten, Kinder nur an arische Ehepaare zu vermitteln. Während des Gesprächs im Dienstzimmer der Oberin hörte der Mann kindliches Weinen, das immer durchdringender an seine Ohren drang. Ohne die Oberin zu fragen öffnete er die Terrassentür. Dort stand einsam ein kleines Kinderbett. Ein Schleier, der vor Mücken schützen sollte, war anscheinend nicht ausreichend befestigt und der Wind hatte ihn heruntergeweht. Der Mann hob den Schleier auf, trat an das Kinderbett und sah in das verweinte Gesicht eines Kleinkinds. Die Mücken hatten ganze Arbeit geleistet. So war das Weinen des

kleinen Babys gut zu verstehen. Er trat an das Bettchen und sprach beruhigend auf das Kind ein. Sofort hörte das Weinen auf. Ja, das Baby fing sogar an zu lächeln. Da war es um den Mann geschehen. Die Oberin meinte lakonisch: »Das Kind ist einem Arztehepaar in Stuttgart versprochen. Sie fragen ja nach einem Jungen. Hier haben wir aber ein Mädchen. Es fehlt nur noch eine Unterschrift auf dem Formular. Es wird sowieso bald abgeholt.« Darauf erwiderte der Mann: »Wissen Sie, ich habe gute Verbindungen zum Schöpfergott. Es mag schon alles so sein, wie Sie es sagen. Wenn es sein Wille ist, dann kann er es so fügen, dass wir dieses Kind von ihm geschenkt bekommen.« Die Oberin zuckte nur mit den Schultern und verabschiedete den Mann.

Mädchen her – Junge hin. Der Ehemann schwärmte daheim seiner Frau nur noch vor, wie niedlich doch dieses kleine Mädchen sei. Von da an wurden beide regelrecht aufdringliche Besucher in dem Versorgungsheim. Alle Einwände der Oberin nützten nichts. Das Ehepaar wollte ausgerechnet dieses Baby haben. Aber nicht nur sie beteten für diese Angelegenheit, die ihnen so wichtig war. Auch viele in der Kirchengemeinde in Heidelberg, zu der sie gehörten, schlossen sich mit ihren Fürbitten an. Und das Wunder geschah. Von dem Tag an, als der Mann die Kleine zum ersten Mal gesehen hatte, meldete sich das Arztehepaar aus Stuttgart nie wieder.

Es war ein strahlend schöner Tag im Oktober desselben Jahres, als das glückliche Ehepaar Göbel seine kleine Margot aus dem Versorgungsheim mit nach Hause nehmen konnte. Gott hatte die Gebete dieser gläubigen Menschen erhört. Das Jugendamt hatte das Kind noch eingekleidet und einen neuen Kindersportwagen zur Verfügung gestellt und verfügt, dass dieses Kind zunächst als Pflegekind dem Ehepaar übergeben wurde. Dafür bekamen die neuen Eltern jeden Monat 20 Reichsmark. Ferner erschien ohne vorherige Anmeldung in regelmäßigen Abständen eine Fürsorgerin des Amtes, um zu sehen, dass das Kind gut versorgt wurde.



*Klein Margot*

Nun zog Freude und Glück in das Heim ein. Die Ehefrau hatte weder Zeit noch Anlass zu Depressionen. Glücklich und stolz packte die frisch gebackene Mutti die Kleine in Decken und stellte das neue Familienmitglied all den Freunden und Glaubensgeschwistern vor, die für dieses Kind gebetet hatten. Viele waren nun damit beschäftigt, mit gestrickten und gehäkelten Sachen ihrer Freude Ausdruck zu geben, um dankbar einen Beitrag zu leisten.

Die neue Mutter hatte aber nicht bedacht, dass das Kind noch nicht an so viel frische Luft gewöhnt war. Es war inzwischen Herbst geworden und die Luft war oft feucht und neblig. Und so kam, was keiner erwartet hatte. Die Kleine wurde krank. Das Fieber stieg hoch, so dass der Kinderarzt eine Lungenentzündung feststellte. Die Göbel-Eltern waren äußerst besorgt. Sie taten, was sie nur tun konnten. Zweimal täglich erschien der Kinderarzt und verabreichte Medikamente. Man muss bedenken, dass viele Kinder an solch einer schweren Erkrankung starben, weil damals weder Antibiotika noch Penizillin zur Verfügung standen. Eines Abends musste der Arzt den Eltern mitteilen, dass sie mit dem Schlimmsten rechnen müssten. Da flossen bittere Tränen. Die Mutter gab sich selbst die Schuld an der Misere. Und wieder drangen heiße Gebete zu Gott empor. Vater Göbel hatte dann eine großartige Idee, die er sogleich umsetzte. In tiefer Nacht schwang er sich auf sein Fahrrad und fuhr damit zur Bergheimer Landstraße. Dort wohnte Helen Metz, eine weit über Heidelbergs Grenzen bekannte Heilpraktikerin. Sie gehörte auch zur Adventge-



meinde. Nachdem er sie aus dem Schlaf geholt hatte, erklärte er ihr die Notlage und bat sie um Hilfe. Tante Helen, wie sie von nun an nur noch genannt wurde, hatte ein Auto. Damit eilten beide zu dem todkranken Kind. Mit Wadenwickeln und anderen Naturheilmethoden versorgte diese praktische Frau das kranke Mädchen während der ganzen Nacht. Die Eheleute knieten nieder und beteten für das ihnen anvertraute Kind. In dieser Nacht wurde die kleine Margot in die Familie »hineingeboren«. Das Wunder geschah. Am andern Morgen war die Krise überschritten. Man stelle sich den erstaunten Kinderarzt vor, als er bei seinem nächsten Besuch nicht, wie erwartet, den Totenschein ausstellen musste, sondern stattdessen vernahm, dass die von ihm verabscheuten Naturheilmittel hier den besseren Dienst geleistet hatten. Auffallend schnell verließ er die Wohnung. Ob er für seine medizinischen Kenntnisse etwas dazu gelernt hat? Wer weiß es?

Ja, Margot war angekommen. Am 6. Januar 1938 wurde in einer Anwaltskanzlei eine Urkunde ausgefertigt, welche durch das Standesamt und Amtsgericht in Heidelberg bestätigt wurde. Mit Zustimmung des Kindesvaters wurde aus Ilse Margot Kaiser das nunmehr rechtmäßige Kind der Eltern Göbel. Zusammen mit den Freunden aus der Kirchengemeinde wurde ein Fest gefeiert. Alle beglückwünschten sie zu ihrer adoptierten Tochter.

Von dieser Tatsache und den damit zusammenhängenden Ereignissen habe ich bis zu meinem 22. Lebensjahr nichts gewusst. Später will ich ausführlich darüber berichten, in welche schlimme Identitätskrise ich dadurch gestürzt wurde. Als ich dann endlich davon erfuhr, wunderte ich mich sehr darüber, dass alle andern darüber Bescheid wussten. Nur ich nicht! Mir gegenüber jedenfalls haben alle ihr Wissen geheim gehalten. Warum meine Eltern alle zum Schweigen verpflichtet hatten, ist mir bis heute ein großes Rätsel. Vermutlich wussten meine Eltern damals noch nichts von den komplizierten psychologischen Folgen einer verspäteten Offenbarung der Tatsachen. Dazu gehört auch folgende Begebenheit: Papa hatte die zweijährige Margot einmal zu einem Be-

such in Wiesloch mitgenommen. Plötzlich stieg unvorhergesehen der Kindesvater Friedrich Kaiser in die gleiche Tram. Die beiden Männer erkannten sich und begrüßten sich mit Handschlag. Dabei sagte der Papa zu seinem kleinen Mädchen, das auf seinem Schoß saß, es solle doch auch dem freundlichen Herrn das Händchen zur Begrüßung reichen. Instinktiv wandte sich Margot ab und umarmte ihren Papa. Was mag dieser Kindesvater bei dieser Ablehnung wohl empfunden haben?



*Papa ist selig - das Kind ist glücklich*

Im gleichen Jahr lasen die Göbel-Eltern in der Zeitung die Todesanzeige von Margots Großvater, dem Verwaltungssekretär Jakob Wilhelm Kaiser. Sie beschlossen, zusammen mit ihrer kleinen Tochter zur Beerdigung zu gehen. Ihr zuliebe wollten sie damit für spätere Zeiten bekunden, dass es ihnen nicht gleichgültig war, woher sie stammte. Um jedoch während der Kindheit dieses Geheimnis zu wahren, vereinbarten sie untereinander als Ehepaar ein geheimes Wort, wenn sie einander davon berichten wollten, dass sie gelegentlich

den Kindesvater in der Stadt gesehen hatten. Sie sprachen dann von »Achilles«. Ich kam aber eigenartigerweise nie auf die Idee, sie danach zu fragen, wen sie damit meinten. Neugierde gehört nicht zu meiner charakterlichen Ausstattung. Das zeigte sich auch bei einer Begebenheit, bei der ich etwa im Alter von fünf Jahren an Muttis Hand eine Straße in Heidelberg entlang ging. Es war Mittagszeit und die Straße schien menschenleer. Plötzlich riss

mich Mutti in eine Toreinfahrt und blieb minutenlang dort stehen. Ich blickte in ihr Gesicht. Sie wirkte verstört. Ich verstand nichts. Als ich sie nach dem Grund fragte, antwortete sie: »Es ist alles in Ordnung.« Daheim sagte sie zu Papa, sie habe unterwegs »Achilles« gesehen. Darauf konnte ich mir keinen Reim machen. Es hatte mit mir wohl nichts zu tun. Deshalb schien es mir nicht wichtig, weiter danach zu fragen.

Mein Leben bei meinen Göbel-Eltern war wunderbar. Wir wohnten in der Weststadt in der Römerstraße 62. Von unserem Balkon aus schauten wir hinunter auf den Danteplatz, der von jungen Lindenbäumen umsäumt war. Dahinter ging der Blick hinauf auf den Gaisberg. In der Mitte vom Danteplatz lag ein Spielplatz. Wir Kinder liebten besonders den Sandkasten. Stundenlang konnten wir dort spielen. Die Eltern brauchten sich um uns keine Sorgen zu machen. Verbrechen an Kindern waren in dieser Zeit so gut wie unbekannt. So verbrachten wir eine unbeschwertere und fröhliche Zeit mit gleichaltrigen Freunden. Mein spezieller Freund hieß Günter Eldorf. Er lebte bei seiner Großmutter. Oft klingelte er unten an unserer Haustür und rief dann im Heidelberger Dialekt hinauf: »Margot, komm nunner uff'd Stroß zum spiele!« Meistens wischte er sich dabei eine Rotzfahne von der Nase. Meine Mutti gab uns beiden eine Brezel und fröhlich zogen wir los. Auf der Römerstraße gab es kaum Autoverkehr. Also bestand so gut wie keine Gefahr. Die Eltern waren in dieser Beziehung sorglos. Wenn ich abends heimkommen sollte, rief Mutti mich vom Balkon aus. Ich tat so, als ob ich nichts gehört hatte und spielte weiter. Aber wenn Papas Pfiff erscholl, erkannte ich den Ernst der Lage und rannte heim.

Papa hatte als Pastor der Adventgemeinde einen großen Verantwortungsbereich. Sein Bezirk reichte bis nach Wertheim und Neckarbischofsheim und Bad Rappenau. Dort hatte er kleine Gemeinden zu betreuen. So war er viel unterwegs, weil ihn in Notfällen mitunter Telegramme ereilten. Manchmal nahm er mich auf diesen Fahrten mit. Besonders freute ich mich, wenn es mit der

Straßenbahn zum Pfaffengrund ging oder nach Wieblingen oder mit der OEG (Oberrheinische Eisenbahn-Gesellschaft) bis nach Mannheim. So lernte ich damals schon viele Menschen kennen. Ich genoss diese Reisen mit meinem Papa sehr.

Gern erinnere ich mich daran, wie liebesbedürftig ich als Kind war. Vielleicht war es ein nicht bewusster Nachholbedarf aus der Zeit im Versorgungsheim. Wenn Papa oder Mutti in der Nähe waren und ich ein Küsschen haben wollte, holte ich mir die Zuwendung. Mutti erzählte mir viel später, dass diese von ihr nicht eingeforderten Liebesgeschenke sie glücklich machten, denn von Natur und Erziehung her war sie spröde und nicht dergleichen gewöhnt. Aber im Nu hatte Klein-Margot ihr Herz erobert. Ihr war keine Arbeit zu viel, um für mich zu sorgen. Mein Papa war von Anfang an der Mittelpunkt meines Kinderlebens. Und in der Adventgemeinde nannte man mich »Huschel« oder »Hummel«. Ich war ein lebhaftes Kind und immer fröhlich. Das irritierte manchmal die älteren Frauen. Mir machte das nichts aus. Ich war glücklich.

Leider war ich ein zartes und schwächliches Kind. Tante Helen kümmerte sich mit rührender Liebe um mich. Wenn wir zu ihr zu Besuch kamen, musste ich immer irgendeine Naturmedizin einnehmen. Ihr zuliebe schluckte ich sogar den abscheulichen Lebertran. Bei ihr lebte ihre Kusine, die ihr den Haushalt führte. Für mich war sie die geliebte Tante Frieda. Sobald wir den Kirchsaal betraten, schaute ich nach ihr und huschte auf ihren Schoß. Wenn ich einmal krank im Bett lag, las mir Papa Geschichten aus der Bibel oder einem uralten Lesebuch vor. Das fand ich spannend und genoss es sehr.

Ich hatte jedoch eine Angewohnheit, die meinen Eltern gar nicht gefiel. Das Daumenlutschen. Sie versuchten alles Mögliche, um es mir abzugewöhnen. Damit hatten sie kein Glück. Wenn ich meinen linken Daumen im Mund hatte, war für mich die Welt in Ordnung. Dann hatte ich Frieden, fühlte innige Geborgenheit und Harmonie. Viel später lernte ich, dass die Ursache für dieses

Bedürfnis in den ersten Monaten meines Heimlebens zu suchen sei. Nie hatte ich an der Mutterbrust gelegen. So wurden lediglich meine Grundbedürfnisse gestillt. Daumenlutschen war für meine Seele wie Ersatzmedizin. Bis zu meinem 35. Lebensjahr habe ich diese Gewohnheit heimlich beibehalten. Wenn mich irgendein Kummer oder Ärger drückte, musste mein Daumen mich trösten. Zum Glück verstand mein Ehemann mich. Er hat mich nie ausgelacht oder verspottet. Irgendwann brauchte ich diesen Ersatz nicht mehr. Es scheint, dass die Seele viel Zeit braucht, um die Versäumnisse aus der frühen Kindheit aufzuholen. Aber wie sollten meine Göbel-Eltern das damals verstehen? Sie waren damit überfordert.



*Hoch zu Ross*